

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und steht auf, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht wie. Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre. Wenn aber die Frucht reif ist, so schickt er alsbald die Sichel hin; denn die Ernte ist da.

Liebe Gemeinde,

ich renne, so schnell ich kann – und ich komme nicht von der Stelle. Der große Felsbrocken, der auf mich zurollt kommt immer näher. Ich renne, renne, renne, aber es hilft nicht. Gleich wird es soweit sein, der Brocken wird mich überrollen. Und just in dem Moment wache ich auf. Nur ein böser Traum, Gott sei Dank!

Aus meinen Kindertagen datiert dieser Traum, ich habe ihn bis heute nicht vergessen, weil ich ihn damals immer wieder geträumt habe. Aus vielen Gesprächen weiß ich: mit solchen Kindheitsalpträumen bin ich nicht alleine.

Gerade geht es wohl vielen von uns so, dass wir uns hoffen, endlich aufzuwachen aus diesem bösen Traum. Immer, wenn man denkt, schlimmer gehe es nimmer, beweist die Wirklichkeit das Gegenteil. Psychologen und Psychiater spekulieren über den Gesundheitszustand des mächtigsten Mannes der Welt, dessen wichtigster Berater lässt sich aus über mögliche Konfrontationen mit China oder dem Iran, in einem Artikel in der Zeit lese ich, dass die Mehrheit der Amerikaner die Demokratie gar nicht für so eine besonders tolle Gesellschaftsform hält.

Und wenn es mal keine furchterregenden Nachrichten aus Amerika sind, dann besetzen in Windeseile andere gräusliche Gestalten die Lücke. Das weltweite Gruselkabinett leidet zurzeit ganz gewiss nicht an Personalmangel.

Gebannt und wie gelähmt werden wir gerade Zeitzeugen scheinbar unabwendbar auf uns zurollender Katastrophen. Von der Bewahrung der Schöpfung, des Lebens und des Friedens auf dieser Erde trau' ich mich als Pfarrer gerade fast nicht zu sprechen, weil ich mir dabei vorkomme, als sei ich achtzig Jahre alt.

Und da ist uns heute dieses wunderbare biblische Bild geschenkt von den Samen, die aufgehen und wachsen, und der, der sie gesät hat, der weiß nicht wie. Ich kann mir vorstellen, wenn darüber heute in meiner fränkischen Heimat oder sonstwo auf dem Land gepredigt wird, wird so mancher Zuhörer Landwirt spontan erst mal die Stirn runzeln. Was es alles braucht, damit die Saat tatsächlich aufgeht und bis zur Reife gelangt, das könnte uns jeder Vertreter dieses Berufsstandes ziemlich genau – und auch einigermaßen ausführlich – erzählen. Und dass es mit schlafen und aufstehen, Tag um Tag und Nacht um Nacht, bei weitem nicht getan ist.

Aber das nimmt nimmt dem Bild nichts von seiner Schönheit und Klarheit. Es

gibt auch einen Automatismus zum Guten. Ganz von alleine reift das Korn auf dem Feld, automatisch, heißt das im griechischen Original.

Das Korn wird wachsen – nicht, weil der Bauer das will, sondern weil im Korn selbst eine Kraft steckt, das Leben, das sich durchsetzt. Das ist so einfach, so klar – und ich finde, es ist ein wunderbares Bild, gerade in diesen Zeiten.

Und es ist mehr als ein Bild. Gott will das Leben. Gott will Heil für unsere verletzten Seelen. Gott will, dass wir glücklich sind. „Was brauchen wir zum glücklich sein?“ - unter der Frage haben die Konfis vorhin den ersten Gottesdienst gestaltet. Da sind ihnen verschiedene Antworten eingefallen. Aber wenn ich jetzt mal das Handy – das im Übrigen gar nicht genannt worden ist – und ähnliches außen vor lasse: wie immer auch die Antworten lauten mögen: Liebe, Freundschaft, Anerkennung, Sicherheit – letztlich ist es immer Gottes liebende Macht, die dieses Glück ermöglicht und schafft.

Alle meine Großeltern waren Bauern, und die Beschreibung, die dem Menschen im Gleichnis Jesu zuteil wird, muss ich vor allem an den einen meiner beiden Großväter denken. Er stand auf, aß, vor allem schaute er viel, vom Stamplatz am Fenster in der Stube, und abends ging er schlafen. Dieses Bild aus seinen letzten Jahren hat sich mir eingeprägt. Er war ein großer Schweiger und sprach nicht viel. Aber auch wenn er zu der Zeit den Hof bereits in die Hände meines Onkels übergeben hatte – es entsprach überhaupt nicht seinem Naturell, faul zu sein. Nicht Trägheit, sondern Ruhe und Gelassenheit fällt mir ein, wenn ich nach Eigenschaften suche, die ihn beschreiben könnten.

Mein Opa wusste, wann die Arbeit zu geschehen hatte, und er wusste, wann es Zeit war zum geduldigen Warten. Er hat das Seine getan: die Felder vorbereitet, die Saat ausgebracht, die jungen Keimlinge gedüngt. Und das hat er in großer Unbeirrbarkeit getan. Da gab es die Felder, den Kalender, den Blick zum Himmel. Und wenn es Zeit war, auf Feld zu fahren, dann tat er das. Er tat das im Wissen um seinen Anteil an dem Ganzen – und mit einem großen Vertrauen. Das „Wachsen und Gedeihen“ in seinen Händen nicht lag, das wusste er gut. Aber dass sich die Mühe lohnen würde, und dass am Ende des Sommers aus dem ausgebrachten Samen reife Halme und aus den in die Erde gedrückten Kartoffeln neue Pflanzen mit vielen Knollen gewachsen sein würden, darauf vertraute er fest, und ohne Angst.

Sonne und Regen, der fruchtbare Boden aus dem Altmühltal und die Kraft, die in Samen und Knollen steckt, die würden das ihre tun. Ganz unausweichlich.

So ist's, so erzählt es das Gleichnis Jesu, mit dem Reich Gottes auch. Dass Leben heil wird, dass Menschen lernen, friedlich und in Gerechtigkeit miteinander zu leben – und dass sie das gerne tun. Dass sie den eigenen Vorteil nicht über den der anderen stellen, sondern sich mit dem Anderen freuen und mit ihm leiden und mit ihm das Gute suchen – so wird das werden. Ohne, dass wir wissen, wie es uns geschieht.

Das klingt nach Zauberfee. Und man – und frau – muss schon ganz schön naiv sein, um das so sagen oder als Zuhörerin einfach so hören zu können. Und ein Teil in mir ist so naiv, hat sich diesen einfachen, kindlichen Glauben - nicht bewahrt, sondern neu schenken lassen, und ein anderer Teil schämt sich fast für das Kindliche in mir. Wenn mich einer fragen würde, wie ich denn so etwas glauben könne angesichts einer Wirklichkeit, in der nichts mehr heilig ist, in der es keine Tabus mehr gibt, Menschen zu den bösesten Taten bereit sind, wenn sie sich einen Vorteil davon versprechen – ich wüsste nichts zu antworten. Ich weiß nicht, wie ich das glauben kann. Aber ich weiß, dass ich mir diesen Glauben bewahren. Dieses Bild von der Saat, die selber wächst, das will ich mir bewahren. Ich glaube, es ist ein heilsames Bild. Und das in doppelter Hinsicht. Denn es gibt die, die den Glauben daran verloren haben, was sie tun, könne irgendwie wichtig sein, irgendetwas verändern. Manchen dient das als wohlfeile Ausrede, aber viele werden auch krank durch dieses Gefühl der Machtlosigkeit und des Ausgeliefertseins. Und das ist eine Krankheit, die um sich greift. Das Bild vom Bauern und seiner Saat sagt: doch, es macht einen Unterschied. Es ist nicht egal, ob du dich aufmachst oder nicht. Das ist ein schlechter Bauer, der nicht im Frühjahr das Feld bestellt, Und es ist der Knecht kein guter, der nicht wuchert mit den Pfunden, die ihm anvertraut sind.

Und dann sagt das Bild aber auch: wenn du handelst und dich einsetzt, dass etwas Gutes wachse, dann darfst du das voller Vertrauen tun. Von selber, ohne dass du weißt, wie, wird Gutes Gutes gebären. Weil Gott das Gute will, das Heil in deinem Leben, und die Heilung der Wunden in unserer Gesellschaft, weil sein Wort nicht leer zurückkehren wird, weil sein Geist weht, wo Menschen sich von ihm anstecken lassen. Also: sei zuversichtlich – und mute dir dabei nicht zuviel zu. Die ganze Welt musst du nicht retten.

Schließen möchte ich mit einem langen Zitat von Papst Johannes XIII, der wunderschön zum Ausdruck gebracht, wofür ich Worte suche. Wenn Sie nachlesen wollen: Sie finden das unter der Nummer 592 in unserem Gesangbuch:

*aus urheberrechtlichen Gründen ist der Text hier nicht abgedruckt. Quelle: wikipedia, Die 10 Gebote der Gelassenheit*